

Lexikon der Politikwissenschaft

Theorien, Methoden, Begriffe

Herausgegeben von Dieter Nohlen
und Rainer-Olaf Schultze

Band 2: N–Z

Dieses Lexikon versteht sich als ein Wegweiser durch die Politikwissenschaft und als fachwissenschaftliches Nachschlagewerk. Es informiert umfassend in über 1300 vielfältig miteinander vernetzten Stichwörtern über die Theorien, Methoden und Begriffe des Faches. Die beiden vorliegenden Bände wenden sich an einen breiten Benutzerkreis in Forschung und Lehre, in Politik, Verwaltung und Medien sowie an alle politisch Interessierten. Die wissenschaftlich renommierten Autorinnen und Autoren bürgen für hohe Kompetenz auf dem neuesten Stand der Forschung.

Dieter Nohlen, geb. 1939, ist seit 1974 Professor für Politische Wissenschaft an der Universität Heidelberg und wurde für sein Wirken mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Seit 2001 ist Nohlen wissenschaftlicher Leiter des Heidelberg Center Lateinamerika der Universität Heidelberg.

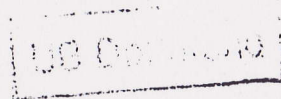
Zahlreiche in- und ausländische Veröffentlichungen, u. a. *Wahlrecht und Parteiensystem*. Herausgeber u. a. des siebenbändigen *Lexikons der Politik*, des *Lexikons Dritte Welt* sowie Mitherausgeber des achtbändigen *Handbuchs der Dritten Welt* und von *Elections in Africa* (in den USA 2000 «Outstanding Academic Book of the Year»).

Rainer-Olaf Schultze, geb. 1945, ist seit 1985 Professor für Politikwissenschaft und Geschäftsführender Direktor des Instituts für Kanada-Studien der Universität Augsburg, seit 1993 Vorsitzender des Kuratoriums der Stiftung für Kanada-Studien, von 1999–2002 Mitglied der Enquête-Kommission «Reform des Föderalismus – Stärkung der Landesparlamente» des Bayerischen Landtags.

Zahlreiche Veröffentlichungen zur vergleichenden Politikforschung, zu Föderalismusfragen und zur empirischen Wahlforschung. Mitherausgeber u. a. der *Politikwissenschaftlichen Paperbacks*, des *Lexikons der Politik* sowie der Reihe *Kanada-Studien*.

Verlag C. H. Beck

1 34339-2



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich

Originalausgabe

© Verlag C.H. Beck, München 2002
Satz: Fotosatz Janß, Pfungstadt
Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen
Umschlagentwurf: +malsy, Bremen
Printed in Germany
ISBN 3 406 47604 x

www.beck.de

Inhalt

Verzeichnis häufig verwendeter Abkürzungen
Seite VII

Verzeichnis häufig verwendeter Abkürzungen
von Ortsnamen
Seite IX

Verzeichnis der Abkürzungen von Zeitschriften
Seite X

Verzeichnis der Tabellen und Abbildungen
Seite XI

Stichwörter A-M
Band 1

Stichwörter N-Z
Seite 557

Autorenverzeichnis
Seite 1118

zur polit. Systemstabilität beitragen, indem sie die bei strikter Anwendung des Mehrheitsprinzips drohende Gefahr dauerhafter Ausgrenzung der Minoritäten aus den Entscheidungsprozessen vermeiden. P. neigen aber auch zur gesellschaftl. → Versäulung, zur Zementierung des polit. *Status quo* und zur Ämterpatronage im Übermaß; sie gelten daher vielen (häufig aber zu Unrecht) als innovationsfeindlich.

→ Consociational democracy; Konkordanzdemokratie; Konsens; Verhandlungsdemokratie.

Lit.: *Lehmbruch, G.* 1967: Proporzdemokratie. Politisches System und politische Kultur in der Schweiz und Österreich, Tüb. → Konkordanzdemokratie.

Rainer-Olaf Schultze

Protektionismus, charakterisiert als Gegenbegriff zum → Freihandel den Versuch von Staaten, mit unterschiedlichen Begründungen – ökon. Schutz vor überlegenen Wettbewerbern oder sozialer und ökolog. «Schmutzkonzurrenz», polit. Sicherheitsüberlegungen – die inländischen Produzenten und Arbeitsplätze gegen die internat. Konkurrenz abzuschirmen, indem deren Zugang zum inländischen Markt erschwert wird.

Polit. geht der Druck zugunsten des P. häufig von internat. nicht mehr voll konkurrenzfähigen Branchen aus, und zwar sowohl von Arbeitgeberverbänden wie → Gewerkschaften. Die Instrumentenpalette des P. ist reichhaltig; sie umfaßt u. a. mengenbezogen Einfuhrverbote und -kontingente, preisbezogen Zölle und umgekehrt Subventionen für heimische Produkte sowie – mit wachsender Bedeutung in den Industrieländern – administrative Schutzpraktiken, wie technische Normen und komplizierte Zulassungsbestimmungen, bis hin zu Maßnahmen der → Währungspolitik (z. B. Abwertung).

→ Außenhandel/Außenhandelspolitik.

Lit.: → Außenhandel/Außenhandelspolitik.

Uwe Andersen

Protest/Protestbewegung → Soziale Bewegungen

Protokollfehler → Methodenprobleme in der empirischen Sozialforschung

Prozeßpolitik (auch: Ablaufpolitik), polit.-ökon. Fachterminus zur Bezeichnung staatl. Eingriffe in Wirtschaftsprozesse. Generelles Ziel staatl. P. ist es, ökon. Abläufe und Ergebnisse an polit. Vorgaben auszurichten.

Dies kann (1) notwendig werden, weil staatl. → Ordnungspolitik allein nicht zu einer hinreichenden Funktionsfähigkeit des Marktes führt (→ Marktversagen) und mittels P. Ergebnisse erzeugt werden sollen, die suggerieren, es handle sich um marktwirtschaftl. Wettbewerb. P. kann (2) auch als Instrument zur Erreichung ökon. vernünftiger oder zur Verhinderung polit. nicht akzeptabler Resultate eingesetzt werden, d. h. zur Korrektur des marktwirtschaftl. Wettbewerbs genutzt werden. P. ist Teil des im Stabilitäts- und Wachstumsgesetz von 1967 begründeten Konzeptes wirtschaftspolit. → Globalsteuerung, bei der «die kurzfristige Steuerung der Makrorelationen durch staatl. Eingriffe nach gesamtwirtschaftl. Zielen» erfolgen soll.

→ Politische Steuerung; Strukturpolitik.

Klaus Schubert

Prüfverfahren → Testtheorie

Public choice → Rational choice-Theorien; Neue Politische Ökonomie

Public goods → Öffentliche Güter

Public opinion research → Demoskopie

Public policy → Politikfeldanalyse

Punktschätzung → Schätzen

Quago/Quango, Akronyme der Begriffe *quasi-governmental organization* bzw. *quasi-non-governmental organization*, die in der anglo-amerikan. Politik- und Verwaltungswiss. Organisationen bezeichnen, die sich weder eindeutig dem staatl.-öff. noch eindeutig dem priv., wirtschaftl. Sektor zuordnen lassen.

Es handelt sich insofern um eine begriffliche Reaktion auf den zunehmend häufiger anzutreffenden, fließenden Übergang zwischen staatl. Verwaltungsorganisation und privatwirtschaftl. Unternehmensorganisation. Als Quago werden Organisationen bezeichnet, die zwar der Rechtsform nach dem staatl. Sektor zuzuordnen sind, faktisch jedoch nicht nach den Prinzipien der öff. Verwaltung arbeiten, sondern selbstständig tätig sind (z. B. polit. Stiftungen). Quangos sind der Rechtsform nach nicht-staatl. Organisationen, die faktisch jedoch staatl. Aufgaben erfüllen bzw. von staatl. Institutionen weitgehend beeinflusst werden (z. B. die dt. Wohlfahrtsverbände, das Rote Kreuz).

→ Politische Verwaltung; Staat.

Klaus Schubert

Qualifizierte Mehrheit → Mehrheit/Mehrheitsprinzip

Qualitative Methoden, jene verfahrenstechnisch kontrollierten Wegweiser zur (sozialwiss.) Erkenntnis, die gemeinhin dem sog. interpretativen Paradigma zugerechnet werden. Sie zielen ab auf Typisches und auf Verallgemeinerbarkeit statt auf Häufigkeit und Repräsentativität. Der qualitative Forschungsprozeß verläuft dabei nicht linear, sondern zirkulär zwischen den Komponenten Beschreiben, Verstehen und Erklären. Er dient der Rekonstruktion gesell-

schaftl. Wirklichkeit, sofern sie sich objektivieren und dokumentieren läßt.

Solche Objekte findet der Forscher z. T. bereits vor, z. B. in Form von schriftlichen Äußerungen oder von anderen Artefakten (etwa unbewegten und bewegten Bildern) und sonstigen Quellen(überresten). Auch nicht vom Forscher initiierte mündliche Äußerungen (Gespräche, Diskussionen, Reden) gehören zu den sog. natürlichen → Daten. Sie müssen allerdings aufgezeichnet und transkribiert sein, um sie der → Analyse zu erschließen. Forschungsinteressen, die sich nicht anhand natürlicher Daten verfolgen lassen, erfordern künstliche, vom Forscher selber hergestellte oder zumindest initiierte Dokumentationen. Dazu gehören z. B. Beobachtungsprotokolle im weitesten Sinne sowie Aufzeichnungen von Forschungsge-sprächen.

1. **Feldforschung**: Der Begriff der Feldforschung bezeichnet sowohl das Sammeln natürlicher als auch das Erzeugen künstlicher Daten – und zwar mittels nichtstandardisierter bzw. q. M. ebenso wie mittels standardisierter bzw. quantitativer Methoden. Grundsätzlich vereinfacht der Einsatz standardisierter Erhebungsverfahren die Produktion künstlicher Dokumentationen, weil dabei in Relation zu nichtstandardisierten Verfahren weniger Redundanz erzeugt wird und weil die Erhebungen schematischer abgewickelt werden können. Der Einsatz von q. M. in der → Empirischen Sozialforschung ist also v. a. dann sinnvoll, wenn Standardverfahren nicht oder nur ungenügend greifen; wenn also (a) unerforschte Phänomene zu entdecken und zu erkunden sind; (b) das Feld sich als sperrig gegenüber standardisierten Methoden erweist; (c) der Forscher geneigt ist, sich von den im Feld geltenden statt von seinen professionellen Relevanzsystemen leiten zu lassen; (d) das Erkenntnisinteresse sich auf typologische Konstruktionen (statt auf kategoriale Zuordnungen) oder (e) auf die essentiellen Bestandteile eines Phänomens oder (f) auf die empirisch begründete Bildung von Theorie (statt auf die Prüfung von → Hypothesen) richtet.

Die nichtstandardisierte, d. h. im engeren

Sinne ethnographische Feldforschung ist mithin eine spezielle, auf Rahmenbedingungen und konkrete Situationen hin offene Form der Datenerhebung, bei der im Ggs. zur → Demoskopie die Subjektivität des Forschers nicht durch technische Maßnahmen eliminiert, sondern reflexiv als Datum anerkannt und berücksichtigt wird. Varianten nichtstandardisierter sozialwiss. Feldforschung sind (a) die ethnographische Reportage, die typischerweise das «Abenteuer gleich um die Ecke» sucht, (b) die → Ethnomethodologie, die die Basisregeln von Alltagsroutinen aufdeckt, (c) der empirische → Konstruktivismus, der die soziale Erzeugung von Tatsachen rekonstruiert, (d) die wissenssoziologische Ethnographie, die die Herstellung von Wissen schlechthin beschreibt – mit ihren beiden phänomenologisch orientierten Unterformen: der Milieuanalyse, die stärker auf objektive Strukturdaten rekurriert, und der → Lebensweltanalyse, die stärker auf subjektive Erfahrungsqualitäten abhebt –, und (e) die Biographieforschung, die sich – unter Verwendung verschiedener Methoden – auf die Erhellung des Verhältnisses von idiosynkratischem Lebenssinn, Kohortenschicksal und sozialstrukturellen Rahmenbedingungen spezialisiert hat.

Gemeinsam ist diesen ethnographischen Varianten, daß der Forscher intensiv ins Feld hineingeht und dort so agiert, daß er es möglichst wenig verändert. Anders ist das (a) beim ethnomethodologischen Experiment, das versucht, Handlungsrountinen zu irritieren, um dadurch interaktive Basisregeln sichtbar zu machen, (b) in der → Aktionsforschung, die darauf abzielt, durch gesellschaftskritische Parteilichkeit zugunsten der je unter suchten Personen und Gruppen die Forschungsarbeit mit emanzipativen Anliegen zu verbinden, und (c) bei der institutionellen Analyse, die mit einer Mischung aus Elementen der Psychoanalyse, der Ethnomethodologie und der Aktionsforschung Emanzipationspotenziale ihrer Probanden für diese selber zugänglich und mithin handhabbar zu machen sucht. Symptomatisch für die Arbeitssituation aller ethnographisch orientierten Forscher ist, daß sie einerseits möglichst nahe an ihr Feld heran müssen, um es optimal explorieren zu können, daß

sie aber andererseits ihr wiss. Bezugssystem nicht aufgeben dürfen, ohne Gefahr zu laufen, sich zu stark mit dem Forschungsgegenstand zu identifizieren und also nicht mehr «aus dem Feld» herausfinden zu können.

Ein anderes grundlegendes Dilemma qualitativer Sozialforschung besteht bislang darin, daß für die Bewilligung einer Forschungsgenehmigung bzw. von Forschungsmitteln normalerweise detaillierte Arbeits- und Zeitpläne für den nichtstandardisierten Untersuchungsprozeß erstellt werden müssen, dessen Verlauf sich nur schwer vorhersagen läßt. Diese gegenüber den Spezifika qualitativer Sozialforschung inadäquate Auflage korrespondiert mit einem der zentralen Mißverständnisse qualitativer Sozialforschung überhaupt, mit der Vorstellung, sie ließe sich darüber definieren, daß hier mit möglichst kleinen Datensätzen gearbeitet würde. Tatsächlich ist eher das Gegenteil der Fall: Auf das Forschungsinteresse bezogen, werden zunächst möglichst viele, möglichst mannigfaltige Daten zusammengetragen und analysiert. Auf der Basis dieser Datenauswertung werden dann gezielter, nämlich im Hinblick auf ihre mutmaßliche theoretische Relevanz, weitere Daten gesammelt und interpretiert, und zwar so lange, bis das an Typenbildung und Generalisierung statt an Repräsentativität und Wahrscheinlichkeit orientierte → Erkenntnisinteresse befriedigt ist. Datenerhebung, Datenauswertung und Theoriebildung finden also in einer zirkulären Bewegung statt, nicht etwa gleichzeitig, aber auch nicht in einer vorweg festgelegten, linearen Abfolge. Dieses Prinzip wird als *theoretical sampling* bezeichnet.

2. Datenerhebung: Die grundlegenden Techniken qualitativer Datenerhebung bestehen darin, das Geschehen zu beobachten, Dokumente zu beschaffen und mit den Leuten zu reden (teilnehmende Beobachtung). Dabei sollten möglichst vielfältige Methoden kombiniert werden. Prinzipiell gilt allerdings: Methoden haben keinen Eigenwert, d. h. die Wahl der Methode bzw. der Methodenkombination muß sich sowohl am jeweiligen Forschungsziel als auch an den Feldbedingungen orientieren; sie muß ggf. während des Forschungsprozesses modifiziert oder revidiert werden können. Die Beobachtung

gilt als die ethnographische Methode schlechthin. Sie dient dazu, Sinneseindrücke zu gewinnen, Erfahrungen zu machen, Phänomene zu registrieren. Fokussierungen der Beobachtung sollten sich theoriebildend während des Forschungsprozesses ergeben – und zwar tendenziell zunehmend: Die Beobachtungen werden trichterförmig präzisiert und systematisiert. Verfahrenstechnisch relevant ist (a) die Rolle des Beobachters (nichtteilnehmende vs. teilnehmende Beobachtung bzw. beobachtende Teilnahme), (b) die Technik des Beobachtens (strukturierte vs. unstrukturierte Beobachtung), (c) die Ethik des Beobachtens (verdeckte vs. offene Beobachtung) und (d) die Dokumentation des Beobachteten (systematisches Erstellen von Memos und Protokollen).

Die Dokumentenbeschaffung hat zwei Aspekte: Zum einen sind Dokumente Objektivationen, die Daten transportieren, welche – wie alle anderen Daten – einem systematischen Auswertungsprozeß unterzogen werden müssen (Dokumentenanalyse). Hierunter fallen insbes. Aufzeichnungen natürlicher kommunikativer Prozesse. Zum anderen dient die – hermeneutisch naive – Kenntnisnahme von Dokumenten aller Art der Beschaffung von forschungsrelevanten Informationen und damit der besseren Orientierung im Feld. Die Kenntnisnahme von Dokumenten kann also die weiteren Beobachtungen anleiten und Impulse für das Interviewverhalten des Forschers geben.

Interviews sind keineswegs im Hinblick auf alle Fragestellungen der Königsweg qualitativer Sozialforschung, da sie mit Blick auf bestimmte Fragestellungen zu unzulänglichen oder auch irreführenden Resultaten führen können, z. B. im Hinblick auf habitualisierte Fertigkeiten und Fähigkeiten, auf Vollzugsroutinen und auf quasi-automatische Verhaltensweisen. Aber sie erscheinen zumindest als Königsweg zur Rekonstruktion thematisch aussonderbarer, explizierbarer Wissensbestände – seien sie biographiespezifisch, berufsbezogen oder aufgrund eines anderen Sinnzusammenhangs fokussierbar. Dabei besteht das Grundprinzip qualitativer Interviewführung gegenüber quantitativen Befragungstechniken darin, so wenig direktiv wie irgend möglich zu verfahren,

ren, d. h., den Interviewten seine eigenen Relevanzen entwickeln und formulieren zu lassen.

Die wichtigsten nichtstandardisierten Gesprächsführungstechniken sind: (a) das Leitfadeninterview, das eine Art Übergang vom offenen Fragebogeninterview zum explorativen Gespräch darstellt; (b) das problemzentrierte Gespräch, das möglichst offen geführt wird, bei dem der Forscher aber den Partner zum Thema zurückführt, wenn er von dem vom Forscher als wesentlich Angesehenen abschweift; (c) das fokussierte Interview, das sich auf ein den Interviewpartnern gemeinsames Erlebnis bezieht; (d) das experimentell-provokative Interview, das an journalistische Fragetechniken anknüpft und ggf. auch Elemente von Verhörmethoden einbezieht, um den Gesprächspartner durch gezielte Unterstellungen zum Reden zu bringen; (e) die initiierte Gruppendiskussion, die vom Interviewer mehr oder weniger direktiv gehandhabt werden kann und deren typisches Forschungsziel die Rekonstruktion der informellen Gruppenmeinung ist; (f) das narrative Interview, das dem Interviewer besondere Zurückhaltung und zugleich hohe Aufmerksamkeit auferlegt, um dadurch beim Gesprächspartner (biographische) Erzählungen auszulösen; (g) die Kombination verschiedener Gesprächsführungstechniken, z. B. in mehreren Interviews mit zwischengeschalteten Auswertungsphasen. Zu verweisen ist schließlich (h) auf das Experteninterview, in dem – entspr. den je gegebenen situativen Randbedingungen – andere Gesprächsführungstechniken im Hinblick auf ein spezielles Frageinteresse und den sensibel zu behandelnden Interviewpartner eingesetzt werden.

3. Datenauswertung. Genaugenommen beginnt, und das wird in der konventionellen Sozialforschung oft übersehen, die Datenauswertung mit der Herstellung künstlicher Dokumentationen, also mit der Transkription (= Verschriften) von Interviews und von Aufzeichnungen natürlicher Kommunikationsvorgänge: Beim Transkribieren wird zwangsläufig immer auch schon interpretiert. Da diese sozusagen naturwüchsige Interpretation nicht zu vermeiden ist, ist sie zumindest so gut wie möglich zu kontrollie-

ren und bei der weiteren Datenauswertung zu berücksichtigen. Die verschiedenen in der qualitativen Sozialforschung üblichen (schriftlichen) Transkriptionstechniken reichen vom schriftlichen Sekretariatstranskript bis zur hochelaborierten, konversationsanalytischen Feintranskription. Wegen des hohen Zeitaufwandes gilt für Transkriptionen das pragmatische Gebot, das Gesprochene nur so genau zu verschriften, wie es aufgrund des je gegebenen theoretischen Interesses notwendig erscheint. Unerlässlich ist jedoch, das Material nicht nur in Teilen, sondern insgesamt zu verschriften, da (a) nicht vor der systematischen und kontrollierten Auswertung entschieden werden kann, was sich als interpretationsbedürftig und -würdig erweisen wird, und (b) zumindest der Gesamttext den immer interpretativ zu berücksichtigenden Kontext für einzelne Textpassagen darstellt.

Ein Ziel qualitativer Verfahren der Datenauswertung liegt darin, Zweifel in den Prozeß des Verstehens von Texten einzubauen: Zweifel an den Vorurteilen des Interpreten, aber auch an subsumptiven Gewissheiten in Alltag und Wiss. oder an reduktionistischen → Erklärungen. Das Programm, rein theoretisch interessiert dort mit systematischen Skrupeln anzusetzen, wo interpretative Routinen herrschen, also dort den wiss. Deutungsprozeß aufzuklären und zu kontrollieren, wo herkömmlicherweise ganz selbstverständlich naive Auslegungsgewissheiten reproduziert werden, und damit durch den oberflächlichen Informationsgehalt des Textes zu darunterliegenden Sinn- und Bedeutungsschichten hindurchzustoßen, hat inzwischen jenseits der klassischen qualitativen → Inhaltsanalyse zu vielfältigen Verfahrensvorschlägen im Rahmen dessen geführt, was heute als sozialwiss. Hermeneutik bezeichnet werden kann.

4. Gemeinsam ist den ansonsten durchaus divergenten Richtungen der sozialwiss. Hermeneutik das Ziel, quasi-naturwüchsiges, alltägliches Verstehen methodisch und erkenntnistheoretisch zu problematisieren und damit wissenssoziologisch zu reflektieren. Symptomatisch für alle Interpretationsarbeit sozialwiss. Hermeneutik ist also, daß sie Anspruch auf → Objektivität erhebt, sowohl im Hin-

blick auf die Überprüfbarkeit als auch im Hinblick auf Richtung und Ziel des Verfahrens. Dementsprechend lassen sich diese Ansätze aufteilen in solche, die an den Strukturen des Kommunizierens selbst interessiert sind, und in solche des Interesses an den je kommunikativ präsentierten Sachverhalten. Den eher sprechstrukturell orientierten Hermeneutiken zuzuordnen sind (a) die Narrationsanalyse (Fragestellung: Wie bauen sich Erzählschwünge auf?), (b) die Konversationsanalyse (Welche Regeln sind beim Miteinander-Sprechen zu beachten?) und (c) die Gattungsanalyse (Welche Standardlösungen gibt es für typische Kommunikationsprobleme?). Eher fallstrukturell orientierte Hermeneutiken sind: (d) die rekonstruktive Hermeneutik (Wie konstruieren Akteure einen ihre Einzelhandlungen übergreifenden, einheitlichen Sinn?), (e) die objektive Hermeneutik (Was sind die – eine objektive Realität eigener Art repräsentierenden – latenten Sinnstrukturen eines Textes?), (f) die Deutungsmusteranalyse (Wie schlagen sich kollektive Weltdeutungsschemata latent in subjektiven Äußerungsformen nieder?) und (g) die dokumentarische Methode (Inwiefern dokumentiert eine subjektive Äußerungsform objektive Sinnstrukturen?). In den weiteren Kontext sozialwiss. Hermeneutik gehören darüber hinaus auch noch die auf *Foucault* zurückgehende Diskursanalyse, die auf *Max Weber* aufbauende typologische Analyse sowie die auf *Schapp* rekurrierende Geschichtenanalyse.

Die Methodik der qualitativen Sozialforschung zielt also mit ihren bes. Verfahren der Datenerhebung wie der Datenauswertung darauf, die wiss. Rekonstruktion alltäglicher Wirklichkeitskonstruktionen zu systematisieren und zu kontrollieren. Die q. M. sind dabei weniger als Rezepturen denn als Sensibilisierungen für typische Probleme – wie Adäquanz, Stimmigkeit, Zuverlässigkeit, Gültigkeit und Überprüfbarkeit – des Forschungsprozesses zu begreifen. In diesem Zusammenhang werden neuerdings zunehmend das Problem der Darstellung ethnographisch-hermeneutischer Prozeduren und damit zugleich die Frage diskutiert, in welchem Verhältnis Forschungsarbeit und Forschungsbericht überhaupt zueinander stehen können.

Lit.: *Flick*, U. u. a. 1991 (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung, Mchn. *Lamneck*, S. 1988/1989: Qualitative Sozialforschung, 2 Bde., Mchn. *Soeffner*, H.-G. 1989: Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung, Ffm. *Strauss*, A. L. 1991: Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Mchn.

Ronald Hitzler/Anne Honer

Qualitative Politikforschung, die innerhalb der Politikwiss. betriebene qualitative Sozialforschung. Als deren typische – und im Rahmen politikwiss. Forschung eben auf Politik zu beziehende – Aufgabenstellungen sind zu nennen: detaillierte, möglichst unvoreingenommene Betrachtung der unterschiedlichsten Ausschnitte sozialer bzw. polit. Wirklichkeit, was zu → Dichten Beschreibungen dieser Wirklichkeitsausschnitte führt; Erfassung der Selbstsicht der beforschten Akteure durch ein sinnverstehendes Herantreten an den Untersuchungsgegenstand; Rekonstruktion der (kollektiven) Deutungsmuster, die sozialem bzw. polit. Handeln und seinen Konstrukten zugrunde liegen; → Analyse der alltagspraktischen Hervorbringung und Reproduktion sozialer bzw. polit. Wirklichkeit; Bildung von gegenstandsnahe → Typologien und → Modellen der erforschten Sachverhalte sowie ganzheitliche Interpretation solcher Ergebnisse von Exkursionen in die (polit.) → Lebenswelt.

Auf folgende bes. Merkmale der sich solcher Aufgaben annehmenden qualitativen Forschung ist hinzuweisen: Man nähert sich dem Untersuchungsgegenstand nicht mit bereits ausformulierten Theorien und festgelegten Hypothesen, sondern mit Fragestellungen, die es durch gegenstandsnahe gebildete, empirisch gesättigte Theorien zu beantworten gilt; fest vorstrukturierte, hochgradig arbeitsteilige Forschungsdesigns lassen sich deshalb nicht anwenden; die Re-

aktionen der im Feld untersuchten Personen auf den Forscher werden nicht nur registriert, sondern möglichst auch als Erkenntnisquelle benutzt; die erhobenen → Daten werden nicht zuletzt anhand der Wissensbestände und Alltagstheorien der Beforschten interpretiert; und der Konstruktcharakter der erarbeiteten Kategorien und Modelle wird stets reflektiert.

1. Die seit den 1970er Jahren in Psychologie, Pädagogik und Soziologie Fuß fassende und derzeit einen großen Aufschwung nehmende qualitative Sozialforschung wurde zunächst als feuilletonistisch, unpräzise und unverzichtbaren wiss. Standards nicht genügend kritisiert. Getragen von den eine Renaissance erlebenden bzw. neuen sozialwiss. Ansätzen wie der verstehenden Soziologie, der Phänomenologie, dem Symbolischen Interaktionismus oder der → Ethnomethodologie wandten sich Vertreter qualitativer Untersuchungsdesigns in der Tat gegen das Selbstverständnis und den Normenkanon der die → Empirische Sozialforschung dominierenden, an naturwiss. Forschungslogik orientierten quantitativen Schule. Die klassische Debatte um verstehende → Geisteswissenschaften vs. erklärende Naturwiss. formte ebenso den Diskussionsverlauf wie die als Positivismusstreit bezeichnete Debatte zwischen Neomarxismus und → Kritischem Rationalismus. Bis hin zur heute üblichen Selbstbezeichnung als qualitative Forschung prägten diese Frontstellungen das Selbstverständnis und die Programmatik der nur scheinbar neuen Forschungsrichtung. Bei den frühen Soziologen und Politikwissenschaftlern bis hin zur Zwischenkriegszeit gab es bei empirischen Untersuchungen eine Entgegensetzung von qualitativer und quantitativer Forschung nicht. Erst seit sich nach dem II. Weltkrieg in den USA mit dem → Behavioralismus ein die Sozialwiss. dann international beherrschendes → Paradigma durchsetzte, das auf naturwiss. inspirierte Forschungslogik und auf die Methodik der Umfrageforschung, der quantitativen → Inhaltsanalyse und von Laborexperimenten setzte, das die vielfältigen, neu entwickelten statistischen Modelle nutzte und angesichts der Verfügbarkeit leistungsfähiger EDV-Anlagen Daten in großem Umfang systematisch

